

# Rezensionen und Referate.

## Naturphilosophie.

**Weltgebäude, Weltgesetze, Weltentwicklung.** Ein Bild der unbelebten Natur. Von Erich Becher. Berlin, Reimer. gr. 8. VI, 316 S. *Nb.* 6.

Vorliegendes Werk Bechers, das eine Ergänzung und Erweiterung seiner „Naturphilosophie“ darstellt, zerfällt in drei Teile. Der erste Teil entwirft eine Zeichnung des Weltgebäudes im grossen, der zweite behandelt die alles körperliche Geschehen beherrschenden Grundgesetze, der dritte endlich sucht aus dem Bau der Welt und ihren Gesetzen den Entwicklungsgang der Natur zu erschliessen.

Zunächst führt Becher den Nachweis, dass weder geometrische Erwägungen, noch empirische Feststellungen, noch apriorische Schlüsse einen sicheren Beweis für oder gegen die Endlichkeit des Weltalls zu liefern instande sind. Es gibt zwar beachtenswerte Gründe für die Auffassung, dass die Welt endlich ist, doch kann ihnen keine durchschlagende Beweiskraft zugesprochen werden.

Indem der Vf. bei der Betrachtung des Weltgebäudes vom Ganzen zu den Teilen fortschreitet, behandelt er der Reihe nach die Bausteine des Weltalls, die Fixsterne, die Nebelflecken, die einzelnen Bestandteile des Sonnensystems, um schliesslich zu den Molekülen, Atomen und Elektronen herabzusteigen und die neuesten Theorien über das Wesen der Materie darzulegen.

Zu den Weltgesetzen rechnet Becher die Grundprinzipien der Bewegungsvorgänge sowie das Energie- und Entropiegesetz.

Mit grosser Klarheit wird die Galilei-Newtonsche Bewegungslehre entwickelt und die damit verbundene begriffliche Schwierigkeit, die in der Relativität unserer Orts- und Bewegungsbestimmungen ihren Grund hat, herausgestellt. Darauf werden das Relativitätsprinzip der klassischen Mechanik und seine Umformung in das Relativitätsprinzip Einsteins in gründlicher Weise besprochen.

Nach Einstein besteht zwischen Raum und Zeit eine innere Abhängigkeit, welche zahlreiche paradoxe Konsequenzen nach sich zieht. Dieser neuen Lehre sowie den daran anknüpfenden Aufstellungen Min-

kowskis gegenüber, ist, wie Becher mit Recht betont, vorsichtige Zurückhaltung am Platze. Es kann ja die Frage, wie sich Raum und Zeit zu einander verhalten und welche Bedeutung sie für die Wissenschaft haben, nicht von den Physikern und Mathematikern allein entschieden werden. Bei der Betrachtung der seelischen Wirklichkeit ergibt sich sofort, dass wir die Zeit nicht gegen die räumliche Richtung vertauschen können. Einem Gefühl der Freude in meiner Seele kann nicht räumliche Richtung oder Ausdehnung zugeschrieben werden. Es hängt auch nicht vom Standpunkte oder von räumlichen Angaben ab, ob zwei Erlebnisse in meiner Seele gleichzeitig sind oder nicht (S. 193).

Eine direkte Prüfung des Relativitätsprinzips war bisher nicht möglich. Nur entfernte Konsequenzen konnten bisher geprüft werden. Diese stimmen zwar durchaus zu ihm, können aber doch seine Richtigkeit nicht streng beweisen.

Das Energieprinzip ist nach Becher, dem hierin wohl alle Naturforscher beipflichten werden, ein empirischer induktiver Satz. Es ist keine blosse Konvention, sondern ein echtes Naturgesetz. Die energetische Auffassung des Naturgeschehens ist berechtigt, darf aber nicht die gleichberechtigten kinetischen Hypothesen verdrängen wollen. Die Ostwaldsche Gleichsetzung von Energie und Materie wird abgelehnt.

Das Entropieprinzip wird nach Boltzmann auf Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen gestützt. Es besagt so nichts anderes, als dass die Welt zu wahrscheinlicheren, d. h. weniger geordneten Zuständen fortschreitet. Da aber diese Aussage selbst nur Wahrscheinlichkeit besitzt, und im Laufe der Zeit auch der unwahrscheinlichste Zufall verwirklicht werden wird, so muss es nach Becher neben den Perioden wachsender Unordnung auch solche wachsender Ordnung geben. So kommt er zu der Annahme, dass — unter bestimmten Voraussetzungen über die Grösse des Weltalls — ein periodisches An- und Abschwellen der Naturprozesse stattfinden wird, wobei die Epochen äusserst geringer Lebendigkeit stark vorwiegen werden.

Eine kurze Darstellung der verschiedenen Hypothesen über den Entwicklungsgang unseres Sonnensystems beschliessen das Werk.

Die hohen Vorzüge der Becherschen Naturphilosophie finden sich auch hier: gründlichste Sachkenntnis und allgemeinverständliche Darstellung. Vortrefflich sind besonders die Ausführungen über das Relativitätsprinzip. Eine zuverlässigere und bequemere Einführung in diese schwierigen Probleme, als sie von Becher geboten wird, dürfte man wohl nirgends finden.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

## Tierpsychologie.

**Das Gesellschaftsleben der Ameisen. Das Zusammenleben von Ameisen verschiedener Arten und von Ameisen und Termiten.** Gesammelte Beiträge zur sozialen Symbiose bei den Ameisen. Von E. Wasmann S. J. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. I. Band mit 7 Tafeln und 16 Fig. im Texte. Münster i. W. 1915, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. IX und 413 S. *M* 12.

Die folgende Besprechung scheint eher in einer zoologischen Zeitschrift am Platz zu sein als in einer philosophischen. So scheint es nur; denn Wasmann behandelt sein Thema nicht bloss als Naturforscher, sondern auch als Philosoph, und zwar, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, als Tierpsycholog. Dazu bieten die vorliegenden Beiträge mehrfach Anlass. Der I. Teil des vorliegenden Bandes bietet eine Neuauflage der 1891 erschienenen Schrift Wasmanns: „Zusammengesetzte Nester und gemischte Kolonien“ mit neuen Zusätzen. Der II. Teil ist die 2., inhaltlich vermehrte Auflage der von Wasmann 1901/02 in der „Allgemeinen Zeitschrift für Entomologie“ erschienenen Abhandlungsserie: „Neues über die zusammengesetzten Nester und die gemischten Kolonien der Ameisen“. In beiden Schriften nimmt Wasmann zur Tierpsychologie speziell Stellung, so S. 179—214 zur Psychologie der Ameisengesellschaften und S. 393 in Schlussbemerkungen zur Tierpsychologie. Er setzt sich in letzteren mit Wheeler und Forel auseinander. S. 179—191 gibt Wasmann Vorbemerkungen zur Psychologie der gemischten Ameisengesellschaften, worin besonders der Begriff der sogenannten Tierintelligenz klar gestellt wird, und deutet dann S. 192—214 eine richtigere Psychologie der Ameisengesellschaften an — alles im Sinn der von Wasmann in seinen früheren bekannten zahlreichen tierpsychologischen Schriften vertretenen Auffassung. Die vorliegende Sammlung der Wasmannschen Schriften darf daher auch vom Philosophen nicht ignoriert werden, sowohl wegen des reichen Tatsachenmaterials zur Tierpsychologie als wegen der scharfsinnigen und besonnenen psychologischen Deutung der Tatsachen durch Wasmann.

Würzburg.

Prof. Dr. Rem. Stölzle.

---

## Psychologie.

**Lehrbuch der Psychologie.** Von Dr. Gustav Schilling. Neu herausgeg. und mit Anmerkungen versehen von Dr. O. Flügel. Langensalza 1913, Julius Beltz. VI und 168 Seiten.

Schilling, ein Schüler von Drobisch und Hartenstein in Leipzig von 1835—37, von Herbart in Göttingen von 1837—39, wirkte 30 Jahre als

Professor der Philosophie in Giessen († 1872). Er widmete seine Tätigkeit hauptsächlich der Psychologie und veröffentlichte darüber ein Lehrbuch 1850 und zwar im Geiste Herbarts. Eine Neuauflage dieser Schrift veranstaltete der jüngst verstorbene Herbartianer O. Flügel und fügte bei den einzelnen Kapiteln bis in die neueste Zeit fortgeführte Literaturnachweise ein, nicht bloss aus dem Kreise der Herbartianer, sondern auch von Vertretern nicht-Herbartscher Psychologie. Auch wer nicht Anhänger der Herbartschen Psychologie ist, wird die klar und fasslich geschriebene Psychologie Schillings nicht ohne Anregung lesen und aus den beigefügten Literaturnachweisen vielfache Belehrung schöpfen.

Würzburg.

Prof. Dr. R. Stölzle.

## Politik.

**Die Erforderlichkeit des Unmöglichen.** Prolegomena zu einer Theorie der Politik und zu anderen Theorien. Von Kurt Riezler. München 1913, Müller.

Nach dem Titel möchte man in dem Buche eine politische Abhandlung erblicken, doch deutet der Untertitel Prolegomena „zu anderen Theorien“ einen allgemeineren Inhalt an, und selbst der Obertitel klingt so philosophisch, dass man eher eine metaphysische Spekulation, als eine so praktische Wissenschaft wie die Politik erwartete. Und ausdrücklich erklärt der Vf., dass er sich nicht an Politiker, sondern an Philosophen wende; das zeigt auch die Behandlung des Stoffes selbst, welche sich auf den höchsten Höhen der philosophischen Spekulation bis zur Unverständlichkeit bewegt. Dabei stellt er sich auf den Kantischen Standpunkt, von dem er behauptet: „Keine Wissenschaft, die mehr sein will, als leere Vernünftelei, hat das Recht, an der Kantschen Lehre vorüberzugehen, es gelänge ihr denn der Versuch, diese zu widerlegen“. Nun, dieser Versuch ist längst und vielfach gelungen, aber auch an und für sich ist die Behauptung, ausser Kantscher Philosophie sei nur leere Vernünftelei möglich, eine so ungeheuerliche Herausforderung, dass sie zu den „Erfordernissen des Unmöglichen“ zu zählen ist. Die Politiker sind schlechte Freunde des weltfremden Kritizismus; darum werden sie Vorschläge, die von diesem Standpunkte aus gemacht werden, rundweg abweisen. Der Vf. behauptet eine durchgehende Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis in der Politik, dies wird also erst recht bei seiner Theorie zutreffen, die das „Unmögliche“ verlangt. Dagegen trifft es nicht bei allen anderen Theorien zu. Sehr genau befolgen die italienischen Politiker die Macchiavellische Theorie, die Engländer ihre Utilitätstheorie von Bentham<sup>1)</sup>, die Amerikaner die Theorie

<sup>1)</sup> O. Kraus (J. Benthams Grundsätze für ein künftiges Völkerrecht und einen dauernden Frieden, Halle 1915) sucht allerdings Bentham rein zu waschen:

des Jamesschen Pragmatismus, nach welchem der Dollar über die Wahrheit entscheidet, Frankreich, dem die Gloire der Grande Nation leitendes Prinzip in der Politik, speziell in der Kriegsführung ist, setzt dabei die Philosophie A. Comtes ins Werk, welche die Allgemeinheit zum Kultusgegenstand der Religion erhebt, der Franzose ist erst Franzose und dann erst Katholik. Selbst in Deutschland sind die Hegelschen Spekulationen zeitweilig in der Staatsomnipotenz praktisch geworden.

Der Vf. geht von der Unzulänglichkeit des Kausalitätsprinzips aus und weist mit zwingenden Beweisen die Notwendigkeit des Zweckes nach. Die Idee des Zweckes bildet denn auch die Grundlage seiner Auffassung vom Volke und somit von der Politik. Das ist aber der Gedanke, der allen politischen Theorien zugrunde liegt; aus diesem Grunde hätte er sie nicht abzulehnen und eine ganz neue aufzustellen brauchen. In Wirklichkeit wurden von den Politikern nur solche Theorien missachtet, weil sie offenbare Utopien darstellen: als solche werden sie auch die Erforderlichkeit des Unmöglichen des Vf.s ansehen. Freilich versteht er unter dem Unmöglichen das Unbegreifliche, Geheimnisvolle, das Unerklärliche; aber einmal ist die politische Einheit und ihre Aufgabe nichts Geheimnisvolles, wie er vorgibt, dann aber ist der unbegrenzte innere Fortschritt ins Unendliche die grösste Utopie. Doch hören wir ihn selbst.

„Demnach ist es die Aufgabe einer Theorie der Politik, zu versuchen, das allgemeine Wesen der politischen Einheiten und aus diesem ihre allgemeinen Beziehungen zu einander an Hand der Idee der Zweckeinheit festzustellen. Auch dieser Versuch soll Unerklärliches nicht erklären. Er kann nur jene irrationalen Indizien, die der Mensch als Individuum wie als Volksgenosse und Staatsbürger zwecksetzend und werdend anerkennen muss, als Komplikationen eines höchsten Strebens aus einem einheitlichen Weltgesetze fliegend ahnen lassen und durch solche Ahnung die Möglichkeit einer inneren rationalen Gesetzmäßigkeit des Irrationalen dartun. Die Erkenntnis, welche diese Aufgabe restlos nicht lösen kann, verdeutlicht gerade durch solch notwendig unzulängliches Bemühen ebenso die Tiefe der Welt als ihr eigenes Pathos. Wenngleich diese Aufgabe einer Theorie der Politik selbst nicht in den Rahmen dieser Prolegomena fällt, so mag hier trotzdem der Versuch einer flüchtigen Skizzierung unternommen werden, in der Absicht, durch die Anwendung der in diesen Prolegomena

„Bentham kann also für die ausbeuterische, eigensüchtige, imperialistische Politik der englischen Regierung und der an dieser Politik interessierten Kreise nicht verantwortlich gemacht werden. Sein greatest happiness principle ist allem entgegen, was von dieser verbochen wurde.“ — Aber jedenfalls hat die Geschichte der Philosophie allgemein die Vertreter des englischen Utilitarismus im Sinne der englischen Politik aufgefasst. Es mag aber zugegeben werden, dass Bentham selbst nur dem englischen Gedanken wissenschaftlichen Ausdruck gegeben hat, wie ja auch James aus dem amerikanischen Geiste heraus seinen wissenschaftlichen Pragmatismus formuliert hat,

aufgestellten Prinzipien diese selbst zu erläutern und wenn möglich durch die Art, wie sich die Irrationalität der Erfahrung diesen Prinzipien erschliesst, zu rechtfertigen. So richtet sich denn auch die folgende Skizzierung der politischen Gesetzlichkeit nicht an den Politiker, sondern an den Philosophen, der die Gesetze des Lebendigen nicht ändern kann, sondern zu begreifen hat, und in der Harmonie seiner Theorien mit einer von dem Praktiker handelnd erfassten Gesetzlichkeit den besten Prüfstein jener anerkennen muss“.

In dieser Skizze ist der Begriff des Volkes grundlegend. Darüber führt Vf. aus: „Ein jeder gebraucht diesen Begriff des Volkes und steht doch, wenn er zu definieren unternimmt, vor einem tiefen Geheimnis. Das Wesen dieser lebendigen Einheit, Volk genannt, ist in dem, was eben diese Einheit ausmacht, rätselhaft . . . Das Volk ist eine Ganzheit, ist die innere Gesetzlichkeit eines Organischen, deren Glied, nicht Teil, der Einzelne ist, das in jedem Einzelnen mitgegeben, mitgeboren ist und seine Möglichkeiten begrenzt und bestimmt, das durch die Folge der Generationen sich fortgesetzt entfaltend hindurchgeht, und der Sinn des Volkes ist das grenzenlose, sich fortpflanzende Streben . . . Der Idee nach will jedes Volk wachsen, sich ausdehnen, herrschen und unterwerfen ohne Ende, will immer fester sich zusammenfügen und immer Weiteres sich einordnen, immer höhere Ganzheit werden, bis das All unter seiner Herrschaft ein Organisches geworden. Für jeden Einzelnen ist sein Volk ein Weg zu Gott als zum All, den er, der zeitlich Beschränkte, nicht zu Ende gehen kann, der einzig richtige, der allein wahre Weg — und wenn die Völker aufhören, an sich als an diesen einzig wahren Weg zu glauben, so beginnen sie aufzuhören, Völker zu sein. Aber auch die Völker können den Weg nicht zu Ende gehen, das All als die Endlichkeit des Unendlichen ist nur Richtung, nicht Sinn, und in dieser Quelle aller Tragik entspringt auch die Tragik im Leben der Völker, ihr ewiges Mühen und nie restloses Erreichen . . . Die Völker haben ausserhalb des eigenen Selbst keinen Trost. Sie müssen ewige Möglichkeit bleiben. Für sie muss die Erreichung Aufschub und Stufe zu neuen Erreichungen, darf aber nie Verzicht und irgendwie Endgültiges sein, daher ruht denn die tiefere Kraft und Schönheit der Völker immer noch jenseits dessen, was sie sind, in dem, was sie werden können“.

Daraus ergibt sich für die Politik:

„So steht die Politik, wenn sie eingestellt ist nicht auf den zum Selbstzweck erhobenen Staat, sondern auf jenen ewigen und tiefsten Willen des Volkes und ihre Augen in die Unendlichkeit richtet, vor ihrer letzten, schwersten, der Quadratur des Zirkels gleichenden Aufgabe: sie soll die Völker zu immer höheren Erfüllungen führen, durch keine Erfüllung der nächsten den Weg sperren, soll die Form finden und doch den Ansatz auf das Unendliche und den Zusammenhang mit dem kreissenden Chaos wehren, das Unendliche endlich werden und doch unendlich bleiben lassen,

ein Ende ewig erstreben und ewig hinausschieben, also die Aufgabe lösen, aus deren Unlösbarkeit alles entsteht und untergeht“. So unser Theoretiker.

Dass diese weltfremden, über aller Wirklichkeit einherstolzierenden, ins Mystische spielenden Abstraktionen von den Politikern nicht befolgt werden und nicht befolgt werden können, ist klar, und der Vf. hat recht, dass er nicht für sie, sondern für abstrakte Philosophen seine neue Theorie aufstellte. Jene haben ganz anderes zu leisten, als stets nach dem unendlichen All zu streben und die wirklichen Menschen darnach streben zu lassen.

Der Vf. findet das Wesen der Gesellschaft, des Volkes für so geheimnisvoll, unerklärlich, verlegt darum die Aufgabe der Gesellschaft ins Irrationale. Besser kannte unser Schiller das wirkliche Leben: er spottet über die abstrakten Staatstheorien und erklärt, während die Philosophen sich streiten, hält unterdessen die Natur zusammen durch „Hunger und durch Liebe“. Damit ist in nuce Wesen und Aufgabe der Gesellschaft gezeichnet.

Schliesslich wendet der Theoretiker seine Ausführungen auf unser deutsches Volk an. Er sagt, diese tiefste Aufgabe der Politik, welche alle anderen politischen Aufgaben irgendwie in sich begreift, könnte zu keiner Zeit und in keinem Lande so deutlich empfunden werden, als in dem heutigen Deutschland. Auch die tiefste, allgemeinste und verzweifeltste Aufgabe der heutigen deutschen Politik ist, dass sie inmitten aller Notwendigkeiten und Bedürfnisse des äusseren Kampfes den Weg finde und festhalte, der in dem ungreifbaren Gesetz der Volkspersönlichkeit gegeben ist . . . Nicht durch Theorien wird dieser Weg bezeichnet werden und nicht durch Gebärden. Was im einzelnen zu tun sei, wird nur der finden, in dem der Genius der Aktion und die tiefste Seele dieses Volkes lebendig ist, sein Ursprüngliches, das in einer Geschichte von Jahrhunderten gebrochen und verdunkelt, doch in Taten und Werken seiner Grössten offenbar wurde, und sein ewig Höchstes, das unformulierbar als dieses Ursprüngliche Zielpunkt aller Zukunft Aufgabe bleibt. Das Problem aber und die grösste Aufgabe ist leicht zu bezeichnen . . . trotz Weltpolitik und Reichtum muss auch der Deutsche der Zukunft den unendlichen Drang sich bewahren und den Zusammenhang mit einem Tiefsten und Höchsten, damit auch von ihm noch jene Definition des Deutschen gelte, welche Fichte gab, als er schrieb: „So trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechtes glaubt“.

Solche Ueberschwenglichkeiten könnte man ihren Urhebern überlassen und ihnen die Lust an ihren Luftgebilden nicht missgönnen, von der rauhen Wirklichkeit werden sie gar zu sonnenklar Lügen gestraft. Sie sind aber doch auch bedenklich, da sie von unseren Feinden für ihre Zwecke aus-

genutzt werden. Man wirft der deutschen Politik Weltherrschaftssucht vor und begründet dieses durch die deutsche Philosophie: es ist der Nietzschesche Uebermensch, das im Mittelpunkte stehende Ich der Philosophie, das nichts Höheres über sich anerkennt.

Was man von unserer Seite da zur Abwehr vorgebracht hat, scheint mir sehr schwach. Es ist nicht wahr, dass Nietzsche vereinzelt dasteht, er hat einen grossen Anhang in Deutschland, sein Biograph R. Richter nennt ihn: des deutschen Volkes Grössten Einer. Die Verlegung des Ich in den Mittelpunkt der Weltanschauung, die Ignorierung, ja positive Ablehnung eines Höheren ist der Grundton der gesamten deutschen Philosophie. Aber zum Glück liegt der Grund des schrecklichen Krieges nicht in der deutschen Wissenschaft: hier trifft zu, was der Vf. von allen Staatstheorien behauptet, sie werden von den Politikern ignoriert. Nicht aus Uebermut, nicht von der deutschen atheistischen Wissenschaft inspiriert, hat Deutschland den Krieg erklärt, nicht um dem Deutschtum die Weltherrschaft zu erringen, sondern die edelsten Motive, die gebieterische Notwendigkeit der Selbsterhaltung hat es zum Krieg gedrängt.

Uebrigens muss der unendliche Fortschritt, der hier dem deutschen Volke zugeschrieben wird, auch für jedes andere Volk behauptet werden, und wird auch vom Vf. behauptet, indem er ihn aus dem Wesen des Volkes ableitet. Nun, wenn er nach Ausbruch des Krieges geschrieben hätte, würde er sich vielleicht etwas bescheidener ausgedrückt haben. Sein Buch ist uns erst jetzt zugegangen, ist aber schon 1913 veröffentlicht. Der jetzige Krieg hat mit erschreckender Deutlichkeit geoffenbart, wie es mit dem unaufhaltsamen Fortschritt der Völker steht. Man war ganz berauscht von der Höhe der bereits errungenen Kultur, und nun bricht eine Barbarei, eine Verlogenheit, eine Schändlichkeit herein, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Nicht Deutschland, sondern unsere Feinde befolgen buchstäblich den Grundsatz Nietzsches: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“. Doch auch in Deutschland war man gar zu sehr vom Kulturfortschritt bezaubert; ernst denkende und mit den Verhältnissen wohl vertraute und für das Wohl des Staates besorgte Männer sehen den Krieg auch für uns als ein Sühne- und Besserungsmittel in der Hand des heiligsten Gottes an, auch bei uns klagen sie über Verrohung der Sitten, Missachtung der Auktorität, der Ehe, der Religion. Und gewiss kann niemand leugnen, dass mit dem Fortschritt und der hohen Entwicklung der materiellen Kultur die Pflege des Geisteslebens nicht gleichen Schritt gehalten, sondern umgekehrt der materielle Fortschritt dem geistigen die tiefsten Wunden geschlagen hat.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

## Experimentelle Psychologie und Pädagogik.

**Experimentelle Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogik.** Von Constantin Gutberlet. Paderborn 1915, Ferdinand Schöningh. VI und 367 S. *M* 6,80.

Der hochgeschätzte Verfasser darf im Vorwort (III) mit Recht von sich sagen, dass er, wie sein früheres Werk „Psychophysik“ zeige, die Entwicklung der experimentellen Psychologie seit Fechners „Elementen der Psychophysik“ so sorgfältig verfolgt habe, dass er darüber wohl sachgemäss referieren könne. Wenn die umfassenden Kenntnisse Gutberlets auf diesem Gebiete nun auch der Beurteilung des Verhältnisses der experimentellen Psychologie zur Pädagogik zu gute kommen sollen, so wird das gewiss allseitig wärmstens begrüsst werden; denn gerade dieses Problem ist eines der vordringlichsten der heutigen Pädagogik, und die katholische Pädagogik, in der mancherorts die Ueberschätzung der Ergebnisse des sogenannten experimentierenden Verfahrens zu bemerken ist, hat allen Grund, gerade zu der Frage ernstlich Stellung zu nehmen. Um es gleich zu sagen, in dieser Beziehung findet man im vorliegenden Werke Gutberlets nur verhältnismässig wenig ausgeführt; das, was in den Abschnitten über die Psychologie des Kindes (174—201), über die frühkindliche Psychologie (201—219), über die experimentelle Pädagogik (220—251) gelegentlich darüber enthalten ist, scheint uns gewissermassen nur der Grundriss zu einer Bewertung des Verhältnisses von Psychologie und Pädagogik zu sein. Der Verfasser wollte und konnte seiner Absicht gemäss wohl auch nicht mehr bieten. Wir erlauben uns, den Wunsch auszusprechen, diesen wichtigen Gegenstand einmal eigens, unter Zugrundelegung des reichhaltigen Materials, zu erörtern und insbesondere die Aufgabe der Psychologie als einer Tatsachenwissenschaft gegenüber der Pädagogik als Normwissenschaft abzugrenzen. Für viele hat die Pädagogik den Charakter einer Normwissenschaft bereits eingebüsst; ihnen hat sie nicht mehr zu erklären, wie man erziehen und unterrichten solle, sondern einfach zu konstatieren, wie der Unterricht und die Erziehung tatsächlich wirken, unter welchen Voraussetzungen sie erspriesslich oder „kindgemäss“ gestaltet werden können. Die alte Frage, die auch Herbart schon beschäftigte, bedürfte im Zusammenhang damit einer neuen Erörterung: Wie stehen Psychologie und Ethik zur Pädagogik? Was ist überhaupt von den sogenannten „Hilfswissenschaften“ der Pädagogik zu halten? Wie ist es mit der „Eigengesetzlichkeit“ der Pädagogik? Eine eingehende, mit Ausnutzung aller vorhandenen modernen Ergebnisse vorzunehmende Untersuchung dieser Fragen vom Standpunkt der katholischen Lebensanschauung aus ist eine wirkliche Forderung der Gegenwart, deren Erfüllung mit so manchen dilettantischen Wichtigtuereien aufräumen müsste. Eine Klärung der Sachlage macht die neuauftretende Religions- und Moralphychologie

ganz besonders notwendig. Ein jeder, der in das Gewirr der Meinungen Einblick genommen hat, das ungeachtet aller „exakten“ Anpreisungen auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie und ihrer Verwendung zu pädagogischen Zwecken herrscht, wird, trotz der Ueberzeugung von der Notwendigkeit empirisch-psychologischer Grundlegung der Pädagogik nur mit Zurückhaltung an die praktische Ausmünzung der vorgelegten Resultate gehen. Bei Gutberlet kommt diese Zurückhaltung in ehrlicher Weise zum Ausdruck. Hören wir einige seiner Aeusserungen: „Wir unterschätzen nicht den Wert der experimentellen Psychologie . . . Wir begrüßen auch speziell die Kindespsychologie und ihre Behandlung durch die experimentelle Methode . . . Auch die Anwendung des Experimentes und der exakten Forschung auf die Pädagogik haben wir im vorstehenden nicht verurteilen wollen. Der hier vertretene Standpunkt deckt sich vielmehr mit dem . . . des bedeutendsten experimentellen Psychologen, W. Wundt. Die experimentelle Psychologie hat noch nicht so viele sichere Ergebnisse für die Pädagogik geliefert, dass man nun ohne weiteres auf sie eine ganz neue Pädagogik gründen könnte. Es sind aber nicht bloss sachliche, der Psychologie und Pädagogik innere Gründe, welche eine Verwendung der experimentellen Psychologie auf Unterricht und Erziehung erschweren; es gibt so zwingende äussere, z. B. soziale Verhältnisse und höhere Rücksichten, welche den praktischen Wert mancher Bemühungen sehr herabsetzen. So hat Lobsien sehr umfangreiche Forschungen in den Schulen Kiels über die Beliebtheit der Schulfächer für verschiedene Altersstufen, für verschiedene Geschlechter usw. angestellt. Was soll das für das Leben, speziell für die Schule? Diese kann ihren Unterricht nicht nach dem Wohlgefallen der Schüler einrichten, sondern muss die Bedürfnisse der Kinder im späteren Alter berücksichtigen. Was soll hier auch gar die zahlenmässige Feststellung der Beliebtheit? Eine allgemeine Kenntnis würde für den Lebensbedarf hinreichen und wohl auch von Bedeutung sein können: aber da ist ja die individuelle Neigung und Befähigung massgebend, die durch Durchschnittszahlen gar nicht erkannt wird. Was hier an sicheren Resultaten sich herausstellte, weiss man auch hier wieder ohne Statistik“ (216 f.). Kurz nachher ist die Rede von einem „Dünkel“, der in manchen unreifen Pädagogen steigen wird, „wenn sie von der experimentellen Pädagogik naschen können“ (219). Gutberlet ist sich jedenfalls klar bewusst, dass er sich durch solche Verdikte nicht die Freundschaft der heutigen pädagogischen Eiferer erwirbt; er scheut sich trotzdem nicht, seine Ueberzeugung zu bekennen. Und kein Nachdenkender wird diese Urteile ohne weiteres beiseite schieben.

Auf das in den übrigen Kapiteln des Buches über Assoziation, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Denkprozesse, Sinnestätigkeit usw. reichlich gesammelte Material kann nicht näher eingegangen werden. Ueberall hat sich der Verfasser bemüht, das psychologisch und

pädagogisch Wertvolle auszuwählen und das Unwichtige als solches zu erweisen. Vollständigkeit war hier natürlich nicht im entferntesten zu erreichen; wichtige neuere Aufsätze und Monographien vermisst man jedoch ungerne. Vielleicht hätte sich auch am Schluss des Buches ein Verzeichnis der bedeutungsvollsten Literatur mit Nutzen anfügen lassen.

Möge Gutberlets Buch auch in der Form, wie es vorliegt, recht vielen Erziehern ein sicherer Wegweiser beim Studium der modernen Psychologie werden! Möge es aber auch in allen Lesern den Wunsch erzeugen, den wir schon oben als unseren eigenen ausgesprochen haben, den Wunsch nach einer gründlichen und ausführlichen Behandlung des grundsätzlichen und tatsächlichen Verhältnisses von experimenteller Psychologie und Pädagogik.

Eichstätt.

Prof. Dr. G. Wunderle.

## Geschichte der Philosophie.

**Das Grundproblem Kants.** Eine kritische Untersuchung und Einführung in die Kant-Philosophie. Von Alfred Brunswig, Dozent an der Universität München. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. VI und 170 S. Preis geh. *M* 3,60; geb. *M* 4,20.

Alfred Brunswigs vorliegende Kantstudie rechnen wir zu jenen Arbeiten, die nach dem glänzenden Vorbilde Adolf Trendelenburgs die Fäden der geschichtlichen Entwicklung und Ueberlieferung philosophischer Ideen aufsuchen und ihr Gewebe als haltbare Unterlage auch für ganz moderne, neuartige Problemformen benützen. Seine vorurteilsfreien, scharfsinnigen Erörterungen sind sorgfältiger Beachtung wert. Wir folgen ihnen an der Hand der leider nicht überall gleichübersichtlichen Einteilung.

Der darstellende Teil (1--29) versucht zunächst den logischen Aufbau des Problems im Geiste Kants (1--17) zu erklären. Die weiteste Umrahmung der Kantischen Kernfrage ist die Tatsächlichkeit jener Urteile, die wahre, strenge Allgemeinheit, unbedingte, innere Notwendigkeit und vollste, apodiktische Gewissheit besitzen (3). Solche Urteile lassen sich durch blosser Erfahrung überhaupt nicht begründen. Eine Anzahl derselben (in der reinen Mathematik, in der reinen Naturwissenschaft) lässt sich auch durch Vernunftbeweis nicht dartun; woher ihre Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit? „Da, wie erst Kant erkannt zu haben glaubt, . . . die mathematischen Grundwahrheiten begriffsanalytisch nicht einsichtige »synthetische« Urteile sind, kann an der Möglichkeit, solche Urteile als gültige rechtmässig zu vollziehen, nicht gezweifelt werden. Um so dringender aber wird ein Verständnis dieser Möglichkeit“ (11). Das a priori im Kantischen Sinne soll dieses Verständnis ermöglichen. Erst die Annahme der Apriorität als „völliger Erfahrungs- und Gegenstandsunabhängigkeit“ (16) treibt zum eigentlichen Kernproblem: „Wie sind synthetische Urteile a priori

möglich?“ Kants Lösung dieser Grundfrage seiner Kritik der reinen Vernunft (18—29) sucht bekanntlich die Notwendigkeit des a priori für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Prinzipien aufzuweisen. Die Apriorität der Anschauungsformen von Raum und Zeit sowie diejenige der Kategorien steht ihm durch „transzendente“ Deduktion fest. „In der reinen Raum- und Zeitanschauung gründet die Möglichkeit, synthetische mathematische Sätze a priori festzustellen; die Verfahrensweisen, auf die ein Mannigfaltiges durch die Kategorien zur Einheit verknüpft werden muss, um eine apperzipierbare Gegenstandswelt auszumachen, werden in den apriorischen Naturgesetzen zum Ausdruck gebracht. Die Realgeltung aber sowohl dieser mathematischen wie dieser naturwissenschaftlichen synthetischen Sätze a priori ist gegründet in der Idealität von Raum, Zeit und Gegenständlichkeit, die durch das Anschauen bzw. Denken erst in den Empfindungsstoff hineingetragen werden. Die von uns angeschaute, von uns gedachte Welt kann somit nicht anders als den Gesetzen des Anschauens und Denkens gemäss sein“ (29).

Der kritische Teil (30—96) befasst sich vorerst kurz mit den drei hauptsächlichlichen Deutungen des transzendentalen Idealismus (30—32), der Fichteschen monistisch-pantheistischen Auffassung, der streng historischen Kantauslegung und der Marburger Kantinterpretation. Brunswig hält sich an die geschichtliche Kantphilosophie. Und ihr weist er mit scharfem Spürsinn mancherlei bedeutende Mängel und Lücken nach. Vieles ist nicht neu, aber gar manches ist in den Gesichtswinkel echt moderner Probleme gerückt und darum besonders interessant. Was wir an der Kritik hervorheben möchten, ist der Umstand, dass nach der Blosslegung der verschiedenen Schwierigkeiten in der Deduktion der Realgeltung des a priori (32—44) und der Lücken in Kants Erklärung der subjektiven Möglichkeit des a priori (44—49) auch immanente Kritik geübt wird durch den Nachweis, dass die Kantische Antwort auf die Zentralfrage der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori keine Lösung des Urproblems enthält, das sich auf die allgemein-notwendige Gültigkeit bezieht (50). Die Apriorität besagt ja von Hause aus nichts mehr und nichts weniger als Vollziehbarkeit eines Urteils, unabhängig von jedweder an der Aussenwelt zu machender Erfahrung. Damit allein ist über die Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit der im Urteile liegenden Verknüpfung nichts bestimmt. „Es müsste vielmehr erst zuvor auch hier der Weg aufgewiesen worden sein, auf dem der Urteilende erkennt, dass die ihm faktisch gegebenen Bedingungen des Anschauens und Denkens eine allgemeine und notwendige Geltung haben: dass sie ihm nicht nur momentan, sondern allezeit, dass sie nicht nur ihm selber, sondern allen Menschen, ja, dass sie womöglich jedem Erkennen als ewige Wesensnotwendigkeit zugehören“ (53). Lässt Kant hiermit die Grundfrage, aus der er sein eigentliches Zentralproblem herausnimmt, offen, so entsteht

berechtigter Zweifel daran, ob seine Problemstellung und Problementwicklung überhaupt am Platze und zweckentsprechend gewesen sei. Brunswig spart auch an diesem wichtigen Punkte nicht mit eindringender Kritik (55—82). Und hier bleibt seine Kritik nicht bloss negativ, indem sie das Unhaltbare der Kantischen Gedankengänge aufzeigt, sondern sie bereitet zugleich seinen eigenen positiven Standpunkt in der Lösung des Kantischen Urproblems vor. Schon bei der Abweisung der Aprioritätsthese Kants (55—62) gelangt B. zum Ergebnis, dass auch „volle Erfahrung“ (d. h. nicht bloss sensuale Erfahrung) die nach Kant rein apriorischen Begriffe motivieren könne (56 ff.). Das findet er bestätigt durch die Prüfung von Kants eigener, mangelhafter Auseinandersetzung mit dem Rationalismus (62—75) und dem Empirismus (76—82). „Mit Kant“, so lautet Brunswigs Urteil, „kann eine Analyse »blosser« Begriffe den Grundurteilen der Mathematik und Naturlehre weder zum psychologischen noch zum logischen Rechtsausweis dienen. Jedoch ist damit noch nicht erledigt die von Kant gar nicht berücksichtigte Idee von Wahrheiten, die aus dem Begriff, d. h. soviel wie aus dem begriffsmässig erfassten Wesen einer Sache, feststünden. — Die völlige Losreissung der Begriffe jener Urteile, und damit des Ursprungs der Urteile selbst, von jeder Bezugnahme auf ein Sein, war schon früher als unberechtigter Schritt Kants erwiesen worden. Jetzt ist die Frage, wie weit darf ein Sich-Stützen auf die erfahrungsgemässe Wirklichkeit bei der Prinzipienaufstellung angenommen werden, und inwieweit müssen wir Kant in seiner Ablehnung eines empirischen Ursprungs der Mathematik und reinen Naturlehre beipflichten? Es bleibt somit nur die erste Schwierigkeit Kants noch aufzulösen: Kann Anschauung — und zwar nicht eine hypothetische, apriorische, sondern eine aufweisbare, der empirischen Wirklichkeit zugekehrte Anschauung — nicht doch irgendwie Grundlage für die allgemeinen und notwendigen Wahrheiten sein, deren synthetischer Charakter dann keine Schwierigkeiten mehr bieten würde? Damit verfolgen wir prüfend Kants Problementwicklung zu ihrem ersten Anfang zurück“ (75).

Der dritte, positive Teil (97—165) liefert in der Tat beachtenswerte Beiträge zur Lösung des Problems der allgemein notwendigen Urteile. Wir skizzieren die Hauptgedanken und erwägen auch ganz kurz ihren wirklichen Lösungswert.

Brunswig gibt vor allem den synthetischen Charakter der Kantischen synthetischen Urteile a priori zu (101; vgl. 151 u. ö.) und führt eine Reihe von Beispielen solcher Urteile aus dem Gebiete der Mathematik und auch der empirischen Wissenschaften an (101 ff.). Die nähere Begründung dafür, dass es sich hier wirklich um Urteile synthetischer Art handle, geht darauf hinaus, dass in den Prädikaten dieser Urteile etwas ausgesagt sei, was nicht „formallogisch“ (103 u. ö.) im Subjektsbegriffe als solchem stecke, sondern eine sachliche Erkenntnis darstelle. Es gilt also für Brunswig

— wenigstens stillschweigend — die Voraussetzung, dass analytische Urteile blosse „Definitions wahrheiten“ (103), blosse Folgerungen aus dem Wortsinne (vgl. 100) seien, wie etwa das vielgebrauchte Wort: „Alle Rappen sind schwarz“. So enge zieht die Logik aber doch den Begriff Analyse nur dann, wenn sie eben in Kantischen Anschauungen befangen bleibt. Gerade Brunswig, wie wir noch sehen werden, müsste bei seiner Betonung der Wirklichkeit realer Begriffe diese Auffassung der Analyse verwerfen. Er glaubt die Einsicht in die allgemeingültige Notwendigkeit der „synthetischen“ Grundurteile in Mathematik und in den Naturwissenschaften nur durch phänomenologische Untersuchung (106) sichern zu können. Seine diesbezüglichen Erörterungen sind von Husserlschen Gedanken beeinflusst; gerade sie führen auf die Erkenntnisprinzipien der alten Philosophie zurück. Brunswig stellt als die wichtigste Tatsache, welche die Phänomenologie sowohl der arithmetischen (122 ff.), wie der geometrischen (126 ff.) und auch der aussermathematischen Grundurteile (131 ff.) ermittelt, die Wirklichkeit einer Sachverhaltserkenntnis, nicht einer blossen Begriffszergliederung heraus. Er gebraucht für diese dem (menschlichen) Denken eigentümliche Sachverhaltserkenntnis die Ausdrücke „Schauen“ (121 u. ö.), „Anschauen“ (128 u. ö.), „Einsehen“ (125 u. ö.). Unter „Schauen“ usw. versteht er aber durchaus kein blosses „Schauen konkreter individueller Sachen und Sachverhalte“, sondern „ein geistiges Erschauen abstrakt-allgemeiner Sachen und Sachverhalte“ (121), und charakterisiert dieses unter Anziehung des Kantischen Beispiels von der Geraden als kürzestem Wege zwischen zwei Punkten folgendermassen: „Wir sehen es aus der sachlichen Natur, aus dem Konstruktionsgesetz der Geraden folgen, dass man mit der geradlinigen Verbindung zugleich die kürzeste erzeugt. Nicht schon in unserem Begriffe der Geraden lag es, vielmehr auf die Sache, die »Gerade« müssen wir hinausblicken, aber auch nicht auf die einzelne konkrete — die uns immer nur als Stützpunkt dienen wird —, sondern auf die Gerade als das abstrakt genommene eigenartige Etwas, auf das identische Wesen dieses Raumgebildes. Im objektiven Wesen der Geraden zugleich mit dem des Raumes sehen wir dann den Sachverhalt gründen. Aus der Betrachtung des Raumes und der Geraden nach ihrer — nicht singular kontingenten, sondern generell-wesentlichen — Bedeutung hin schöpfen wir die Gewissheit der allgemein notwendigen Geltung dieser Beziehung. So ist es schliesslich wieder eine Art Anschauung, und doch nicht die gewöhnliche konkrete Anschauung räumlicher Daten, sondern eine sich erst darauf aufbauende Anschauung des spezifischen Wesens mathematischer Raumgebilde; eine solche komplizierte und feingegliederte Anschauung ist es, in der uns schliesslich der allgemeine Sachverhalt »die Gerade ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten« zur Selbstgegebenheit gelangt, aus der unsere Gewissheit dieses Urteils erwächst“ (128). „Direkte Wahrnehmung von Wesenszusammenhängen ist

demnach die unmittelbare Grundlage der allgemein notwendigen Urteile, Wesensanalyse und Wesensvergleichung ist die Voraussetzung“ (140; vgl. 132 u. ö.). Wir stehen diesen Darlegungen mit mancherlei Bedenken gegenüber. So klar es uns ist, dass die phänomenologische Zergliederung der allgemein notwendigen Urteile im allgemeinen (!) auch den aristotelischen Standpunkt begünstigt — des Platonismus bzw. Aristotelismus ist sich Brunswig auch ausdrücklich bewusst (vgl. 144, 147, 165) —, so sehr müssen wir doch betonen, dass gerade von der Phänomenologie aus die „unkritischen“ Voraussetzungen der aristotelischen Abstraktionslehre in Rechnung zu ziehen sind. Zuerst müsste dieses Hinausblicken auf den abstrakt genommenen eigenartigen Sachverhalt (vgl. 128) oder diese direkte Wahrnehmung von Wesenszusammenhängen (140) psychologisch erläutert werden. Was ist bei der „Wesensanschauung“ (vgl. 150) in unserem Bewusstsein? Die Vorstellung der einzelnen konkreten Geraden — um bei dem Beispiel zu bleiben — gewiss nicht; die schematische Vorstellung „Gerade“ wohl auch nicht, weil sie immer eine Einzelvorstellung bleibt. Trotzdem heisst es gelegentlich (163), „um einzusehen, dass z. B. jede Bewegung ein sich bewegendes Etwas erfordert, brauche ich nicht mehr eine wirkliche einzelne Bewegung mir wieder sinnlich anzusehen, sondern habe nur nötig, mir das Typische des Bewegungsphänomens zur klaren, geistigen Anschauung zu bringen. Und das kann ich, wenn mir ein fester allgemeiner Begriff von Bewegung gegeben ist, und ich mir das von ihm gefasste Etwas verdeutliche“. Ja, wodurch gewinne ich denn einen solchen „festen allgemeinen Begriff“? Einen Begriff, der als solcher ein reales Etwas „fasst“? Diese zunächst psychologische Frage ist von Brunswig allzu stark in den Hintergrund geschoben worden. Husserls Abstraktionstheorie birgt viel Material zur Lösung dieses Problems. Es wäre der Mühe wert, mit diesen phänomenologischen Erkenntnissen die aristotelisch-thomistische Abstraktionslehre zu beleuchten. Wie viele Vergleichspunkte wären — um nur das Nächstliegende zu nennen — bei Aristoteles in Categ. 5; 4 b 8, in Anal. post. I 11; 77a 5 ff., in Metaph. IX 10; 105 1 b 7 ff., in Metaph. XIII 9; 1086b 2 ff. (vgl. Thom. Aq. S. theol. I q. 16; a. 1 ad 3, I q. 85; a 2 ad 2) gegeben! Die phänomenologische Psychologie der Abstraktion müsste den Weg zur erkenntnistheoretischen Würdigung der verschiedenen modernen Abstraktionstheorien und der aristotelisch-thomistischen Lehre bahnen. Brunswig bietet nur Ansätze dazu. Auch er behauptet einstweilen bloss, dass aus der „Wesensanschauung“ die Einsicht in die allgemeingültige Notwendigkeit der Grundurteile zu holen sei. Er setzt also die einfache Tatsächlichkeit dieser komplizierten (123) Erkenntnis voraus, ohne sie psychologisch weiter zu beschreiben und ohne ihre „Richtigkeit“ oder „Gültigkeit“ zu erklären. Daran krankt unseres Erachtens gerade die aristotelische Abstraktionstheorie, die ja auch eine „Wesensanschauung“ bezieht, dass sie zu rasch und zu

leicht „Wesensbegriffe“ konstatiert. Wie weit reicht also die Verlässigkeit aller Wesenserkenntnis? Woran ist sie gebunden? usw. Diese Fragen durfte Brunswig nicht übersehen, wenn er seiner Theorie die volle Festigkeit geben wollte, die sie beansprucht. Wenn er sie aber einmal gelten lässt, gleichviel mit welchem Recht und innerhalb welcher Grenzen, so muss er seine Ansicht über die „synthetischen“ Urteile ändern. Nimmt man es mit den Begriffen Analyse und Synthese in Beziehung auf den urteilenden Akt genau, dann sind die Sachverhaltsurteile im Sinne Brunswigs zweifellos analytische Urteile. Ihr Subjektbegriff ist ja kein „blosser“ Begriff, sondern ein realer, ein Sachbegriff. Aus dem Anschauen des sachlichen Wesens allein aber schöpfe ich die Einsicht in die mit der Sache gegebenen Beziehungen (vgl. 128). Das Hervorheben irgend einer dieser Beziehungen ist demnach durch kein ausserhalb des geschauten Sachverhaltes gelegenes Motiv veranlasst oder verursacht, wie es beim synthetischen Urteil doch der Fall wäre. Darum scheint uns gerade die Auffassung der Grundurteile als Sachverhaltsaussagen eine besonders günstige Begründung ihres analytischen Charakters zu sein.

Wir empfehlen zum Schlusse die kritische Lesung der Brunswigschen Studie besonders allen denjenigen, denen der notwendige „Ausbau“ — oder wie man sonst sagen will — der alten Erkenntnislehre als eines der wichtigsten Probleme am Herzen liegt. Der einst vielverspottete Universalienstreit gewinnt wieder an Bedeutung. Nur scheint er diesmal „sachlicher“ ausgetragen zu werden wie ehemals.

Eichstädt i. B.

Professor Dr. G. Wunderle.

**Friedrich Ueberwegs Grundriss der Geschichte der Philosophie.** Vierter Teil. Das neunzehnte Jahrhundert und die Gegenwart. Elfte, mit einem Philosophen-Register versehene Auflage. Neu bearbeitet und herausgegeben von K. Oesterreich. Berlin, Mittler & Sohn. XVI, 910 S. M. 12,50.

Nachdem vor kurzem der zweite und dritte Band des Ueberwegschen Grundrisses der Geschichte der Philosophie in neuer Bearbeitung erschienen sind, liegt nunmehr auch der vierte Band, der die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart behandelt, in völlig neu bearbeiteter und vermehrter Auflage vor.

Eine durchgreifende Veränderung hat die Disposition des Ganzen erfahren. Während Ueberweg die Philosophie der Neuzeit in zwei Perioden zerlegte und dabei die Hegelsche Schule, den spekulativen Theismus, Trendelenburg und den Materialismusstreit unter dem Titel „Philosophie der Gegenwart“ zusammenfasste, hat Oesterreich den Stoff in drei Abschnitte zerlegt. Der erste Teil umfasst das Zeitalter der spekulativen

Systeme (bis 1831), der zweite Teil die Philosophie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (1831—1870), der dritte die Wiedergeburt des philosophischen Denkens (seit 1870).

Der erste Teil ist um drei Paragraphen erweitert worden: Wilhelm von Humboldt, Fries und Bolzano. Am dritten Teile ist fast alles neu. Nur kleine Bruchstücke wurden aus der vorigen Auflage übernommen. Wir haben also in den übersichtlichen und gehaltvollen Ausführungen über Entwicklungslehre und Monismus, E. von Hartmann, Wundt, Positivismus, Empiriokritizismus, Immanenzphilosophie, idealistisch - pragmatistischen Positivismus und Neukritizismus, sowie in der eingehenden Darstellung der logischen Bewegung der Gegenwart das eigenste Werk Oesterreichs vor uns.

Eine beträchtliche Zunahme hat auch die jetzt am Ende des Bandes stehende philosophie-geschichtliche Biographie erfahren.

Was die ausserdeutsche Philosophie angeht, so ist es dem Herausgeber gelungen, eine Reihe von ausländischen Mitarbeitern zu gewinnen, die in lehrreichen Beiträgen über die neuere und neueste Philosophie ihres Vaterlandes orientieren. G. Dawes-Hicks handelt über die Philosophie in England, Th. Ruysen über die Philosophie in Frankreich, M. Monroe-Curtis über die Philosophie in Nordamerika, L. Credaro über die Philosophie in Italien, R. Geyer über die Philosophie in Schweden, A. Aall über die Philosophie in Dänemark und Norwegen, van der Wyck über die Philosophie in den Niederlanden, L. Rácz über die Philosophie in Ungarn, G. Zába über die Philosophie in Böhmen, M. Straszewski über die Philosophie in Polen, J. Kolubowskij über die Philosophie in Russland, J. Lindsay über die Philosophie in Spanien. Die Notizen über Serbien und Rumänien, sowie über den Zustand der Philosophie im heutigen Asien rühren vom Herausgeber selbst her.

Wie bei den übrigen Teilen des Grundrisses, so droht auch hier die wachsende Fülle des Stoffes den alten Rahmen zu sprengen. In der nächsten Auflage wird, wie der Herausgeber in Aussicht stellt, das Buch in zwei Bände geteilt werden, was im Interesse einer noch ausführlicheren Behandlung der neuesten Philosophie sehr zu begrüßen wäre.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

---

## Verschiedenes.

**Jahrbücher der Philosophie.** Eine kritische Uebersicht der Philosophie der Gegenwart. Herausgegeben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachgenossen von M. Frischeisen-Köhler. 1. und 2. Jahrgang. 1913 und 1914. Berlin, Mittler & Sohn. gr. 8. IX, 384 und VI, 240 S. Je *M* 6.

Die Jahrbücher der Philosophie wollen, wie der Herausgeber in einem einleitenden Kapitel erklärt, einen sachlich geordneten kritischen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Philosophie darbieten. Die Darstellung

soll sich bei aller wissenschaftlichen Strenge einer solchen Allgemeinverständlichkeit befleissigen, dass das Werk nicht nur den Fachphilosophen eine erwünschte Uebersicht bietet, sondern auch den Bedürfnissen der Juristen, Mediziner, Physiker, Theologen usw. entgegenkommt. Es soll damit ein fruchtbarer Wechselverkehr zwischen der Philosophie und den Forschungsgebieten der übrigen Wissenschaften eröffnet und zugleich eine Verständigung der einander widerstrebenden Richtungen angebahnt werden.

Die Mitarbeiter stehen auf dem gemeinsamen Boden der kritischen Philosophie. Dieser Standpunkt erscheint dem Herausgeber weit genug, dass er verschiedene einander ergänzende Ausprägungen und fördernde Auseinandersetzungen der einzelnen Richtungen in sich gestattet, und doch einheitlich genug, um die Mannigfaltigkeit von Motiven, die auf die Philosophie der Gegenwart einwirken, in einem gemeinschaftlichen kritischen Geist aufzunehmen und zu würdigen (S. VIII).

Da bei der unübersehbar gewordenen Menge der philosophischen Neuerscheinungen kritische Uebersichten stets willkommen sind, so hat das Unternehmen, das zudem schon in seinem ersten Jahrgange eine Reihe gediegener Abhandlungen aus der Feder bedeutender Philosophen bringt, fast allgemein sympathische Aufnahme gefunden.

Doch wurden auch Bedenken laut, deren Berechtigung nicht verkannt werden kann. Wollen die Jahrbücher der Philosophie allen philosophischen Richtungen gleichmässig ihre Dienste darbieten, so dürfen sie sich nicht auf den „kritischen Standpunkt“ beschränken, sondern müssen Vertreter aller bedeutenderen Richtungen zu Wort kommen lassen.

Dass sich der Herausgeber dieser Einsicht denn auch nicht verschlossen hat, beweist das Vorwort zum zweiten Jahrgange, das die ausdrückliche Erklärung bringt, dass Gelehrte aller Richtungen zur Mitarbeiterschaft herangezogen werden sollen. Zugleich wird es als eine Aufgabe der nächsten Jahrgänge bezeichnet, die Form der Darstellung herauszuarbeiten, die eine kritische Würdigung mit den Forderungen einer möglichen Objektivität verbindet (S. IV). In dem Masse, in dem es gelingen wird, dieses Ziel zu erreichen, werden die Jahrbücher für jedermann ein schätzbares Hilfsmittel sein, sich in dem philosophischen Labyrinth der Gegenwart zurechtzufinden.

Der erste Jahrgang ist der Wissenschaftslehre gewidmet und enthält folgende Beiträge: E. Cassierer: Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik, R. Hönigswald: Naturphilosophie, M. Laue: das Relativitätsprinzip, M. Frischeisen-Köhler: Das Zeitproblem, J. Schultz, die Philosophie des Organischen, J. Cohn: Grundfragen der Psychologie, A. Messer: die experimentelle Psychologie im Jahre 1911, G. Mehlis: Geschichtsphilosophie, O. Spann: Soziologie, E. Uitz: Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft.

Der zweite Jahrgang enthält die folgenden Beiträge zur praktischen Philosophie: O. Kraus: die Grundlagen der Werttheorie, O. Braun: die Freiheit des Willens, M. Scheler: Ethik, O. Spann, Soziologie, R. Lehmann: Pädagogik, A. Messer: die Bedeutung der Psychologie für Pädagogik, Medizin, Jurisprudenz und Nationalökonomie.

Die nächsten Bände sollen der Metaphysik und der Religionsphilosophie gewidmet sein.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.